

Workshop 38

beim 5. AMD-Kongress für Theologinnen und Theologen 2012

von Prof. Johannes Berthold

„Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe.“ (Psalm 62,2)

Spiritualität im Pfarralltag

Meister Eckhart

Es sprechen Manche: sie hätten's nicht.

Da erwidere ich: das ist mir leid.

Ersehnst du es aber auch nicht,

das ist mir noch leider.

Könnt ihr es denn nicht haben,

so habt wenigstens ein Sehnen danach!

Mag man auch das Sehnen nicht haben,

so sehne man sich doch wenigstens nach der Sehnsucht!

Eckhart war ein Meister der Spiritualität. Das bin ich nicht. Ich fühle mich eher als ein solch Sehrender, manchmal nur sehrend nach der Sehnsucht...

Was steckt hinter dieser Sehnsucht? Legt man dem Wort Spiritualität das alte biblische Wort „Frömmigkeit“ zugrunde, dann ist es eine Sehnsucht nach Ganzheit in einer fragmentierten Welt. An Abraham erging die Weisung: „*Wandle vor mir und sei fromm!*» (1 Mose 17,1). Das hebräische Wort dafür - „*tam*“ - heißt „*ganz sein*“, „*vollständig sein*“.

Nun sprechen wir heute bei diesem Thema nicht bei geöffneten Fenstern, sondern eher im Kämmerlein – ganz ohne Publikum und ganz ohne Absicht. Es geht um uns selbst. Und in der eigenen Spiritualität geht es nicht um das, was *die Kirche* glaubt, sondern was *ich* glaube und liebe und hoffe – also um die „*subjektive Seite des Dogmas*“¹, wie Hans Urs von Balthasar so schön formulierte.

Ob dies überhaupt ein Thema für einen Workshop ist? Manfred Seitz erzählte einmal, wie er bei einer Einladung einen russischen Bischof fragte, ob in seiner Kirche das Jesu-Gebet geübt werde. Er bekam keine Antwort; der Bischof lächelte nur. Er fragte ein zweites Mal – keine Antwort! Da es die Heilige Schrift erlaube ein drittes Mal zu bitten, fragte er ein drittes Mal. Darauf wandte sich der Bischof ihm zu und sprach mit großem Ernst: „*Begeben Sie sich in die Seelsorge eines Priesters! Er wird Sie das Jesus-Gebet lehren und Sie werden es erfahren.*“ Er dann: „*Darüber kann man nicht in einer Unterhaltung sprechen.*“

Dieser Grenze bin ich mir bewusst, wenn ich jetzt doch darüber spreche.

1. In der Spiritualität leben wir aus „zweiter Hand“

Das ist für mich eine grundsätzliche, vor allem entlastende Aussage. Ich bin in meiner Frömmigkeit zuerst und zuletzt Empfangender. Ich muss meine religiöse Hauskapelle nicht selbst möblieren. Ich wäre arm dran, wenn ich das müsste.

¹ Hans Urs von Balthasar: Spiritualität, in: Geist und Leben, 31. Jg. 1958, S. 341.

Deshalb meinte der Abt eines griechischen Klosters im Blick auf Spiritualität: Neue Gedanken darüber gäbe es keine. Es seien immer nur die alten Erkenntnisse und Erfahrungen. Dann fügte er aber hinzu: „... *es sei gleichgültig, wann wir begännen, ein Leben in Gott zu führen, wichtig sei nur, dass wir es einmal tun.*“²

Aus welchen Händen habe ich meine Frömmigkeit empfangen? Dieser Tage spielten die religiösen Genealogien schon einmal eine Rolle: der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; auch ging es um den ungefärbten Glauben der Großmutter Lois und der Mutter Eunike. In ähnlicher Weise empfang ich meinen Glauben und auch meine Spiritualität von meinem Vater und meiner Mutter – erst als eine Formung von außen nach innen, bis dann aber auch in mir selbst der Glaube Gestalt annahm.

Was ich an der Frömmigkeit meiner Eltern erlebte, sind für mich bleibende Elemente geworden.

a) Ihr Glaube war geprägt von einer herzlichen Gottesliebe. Der Satz des Credo „*Ich glaube...*“ war gleichbedeutend mit „*Ich liebe...*“ Sie wussten um die Wirklichkeit und Gegenwart Gottes und lebten daraus. Es war ein „Leben in Gott“, wie der griechische Abt es ausdrückte. Frömmigkeit war für sie ganz und gar Beziehung, weil Gott kein Prinzip ist, sondern sich als Person offenbarte: Als der große Liebende.

Das ist für einen Pfarrer nicht anders als für jedes Gemeindeglied. Bevor Petrus nach der Auferstehung das Leitungsamt übertragen bekommt, wird er dreimal nach seiner Liebe gefragt. Alles andere – auch der Dienst - ist dieser Liebe untergeordnet und eine Frucht dieser Liebe.

b) Ihr Glaube war geprägt von einer Bibelfrömmigkeit. Meine Eltern ließen das Wort Gottes reichlich bei uns zu Hause wohnen. Und sie selbst ließen sich von ihm das Leben deuten, sie bewegten es in ihrem Herzen und dieses Wort half ihnen, dem Leben zu trauen - trotz allem. Und wenn sich die Welt oder die Gedanken verdunkelten, dann setzten sie ein biblisches Wort entgegen.

Auch das ist mir wesentlich geblieben bei aller wissenschaftlichen Beschäftigung. Sie ist Ort der Gottesbegegnung, tragbares Heiligtum. Später fand ich diese einfache Weise des Bibellesens bei Bonhoeffer bestätigt. Er schreibt: „*Die tägliche stille Besinnung auf das mir geltende Wort Gottes - und seien es nur wenige Minuten - will für mich zum Kristallisationspunkt alles dessen werden, was innere und äußere Ordnung in mein Leben bringt... Wie das Wort eines lieben Menschen dir den ganzen Tag lang nachgeht, so soll das Wort der Schrift unaufhörlich in dir nachklingen und an dir arbeiten. Wie du das Wort eines lieben Menschen nicht zergliederst, sondern es hinnimmst, wie es dir gesagt ist, so nimm das Wort der Schrift hin und bewege es in deinem Herzen, wie Maria es tat... Wir dürfen von diesem täglichen Umgehen mit der Schrift nicht lassen und müssen gleich damit beginnen, wenn wir es noch nicht taten. Denn wir haben das ewige Leben darin.*“

c) Ihr Glaube war geprägt durch ein intensives Gebetsleben, in das sie uns Kinder ganz selbstverständlich hineinnahmen. Ich war das Jüngste von sechs Kindern und meine frühesten Erinnerungen waren, dass meine Mutter – nachdem am Morgen alle versorgt das Haus verlassen hatten – sich an das Sofa kniete und betete. Und ich kniete mich neben sie. Sie lehrte mich keine Kindergebete, sondern ich lernte beten an ihrem Gebet.

Später begriff ich theologisch, dass - wie Johann Baptist Metz es sagte - alle „*Rede von Gott aus der Rede zu Gott stamme und alle Theologie aus der Sprache unserer Gebete.*“ Und die

² E. Kästner, Griechische Inseln. Frankfurt 1975 S. 56.

„Gotteskrise“, die er in seiner Münsteraner Abschiedsvorlesung als Kennzeichen des zeitgenössischen Christentums diagnostizierte, das Ergebnis einer Ermüdung unserer Gebete sei.

Später habe ich die Psalmen als eine ganz eigene Quelle der Spiritualität entdeckt. Es setzt sich unter den Alttestamentlern ja mehr und mehr das Wissen durch, dass der Psalter gar nicht in erster Linie als das Gebets- und Liederbuch des zweiten Tempels oder der Synagoge entstanden ist, sondern als *privates* Gebets- und Meditationsbuch. Der sog. „Sitz im Leben“ sei nicht zuerst der Kult gewesen, sondern die Familie und vor allem die persönliche Frömmigkeit.

d) Das vierte Merkmal war so etwas wie eine Gnadentheologie. Mir ist das erst so recht bei der Beerdigung meines Vaters aufgegangen. Der Pfarrer sagte, das Lebenswort meines Vaters sei „Gnade“ gewesen. Das war in der Tat so: Es war eine Spiritualität, die ganz fest im 2. Artikel verwurzelt war und in der Kreuzestheologie. Die Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden und die daraus resultierende Heiligung – das alles waren keine toten Begriffe. Und auch für meine eigene Spiritualität ist dies bis heute ein tragendes Fundament geblieben.

Gerade auch der Pfarrer muss immer wieder in diesen Erfahrungsgrund einkehren. Wir beziehen unsere Rechtfertigung nicht aus unseren Werken und unsere Identität nicht durch Anerkennung und Bewunderung. Auch nicht aus unserer Frömmigkeit. Spiritualität als Angewiesenheit auf die Gnade bedeutet, dass ich das Evangelium brauche, gerade auch weil darin das „Gesetz“ unseres Berufes aufgehoben ist.

e) Ihr Glaube war auch ein angefochtener Glaube

Zu den frühen Erfahrungen beim Beten mit meiner Mutter gehört auch ihr steter Gebetsschluss. Immer endete sie: „*Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.*“ Zu ihrem Glauben gehörten auch die Gotteskämpfe (Gen 28). Auch die Erfahrung der Nichterfahrung, wo man warten und wachen muss. Und eines der frühesten Lutherzitate, die ich von meiner Mutter kenne, war: „*Anfechtung lehrt aufs Wort merken.*“

Für mich bedeutete das auch, ich werde mit meiner Spiritualität kein reicher Kornbauer. Ich lebe von der Hand in den Mund. Das liegt sehr oft an mir, aber bisweilen auch an Gott selbst, der selbst zum trügerischen Born werden kann, der kein Wasser gibt, wie Jeremia sagte.

Ähnliches liest man bei Mutter Teresa in ihren Tagebuchnotizen, die nach ihrem Tod herausgegeben wurden. Sie hat sich offenbar über Jahrzehnte hinweg in einer schweren Glaubenskrise befunden. In bezeichnenden Passagen schreibt sie: „*In meinem Innern ist es eiskalt*“ oder „*Die Seelen ziehen mich nicht mehr an - der Himmel bedeutet nichts mehr - für mich schaut er wie ein leerer Platz aus.*“ Und dennoch sagte sie an anderer Stelle: „*Ohne Gebet könnte ich nicht einmal eine halbe Stunde lang arbeiten. Ich erhalte meine Kraft von Gott durch das Gebet.*“

In der „dunklen Nacht der Seele“ wie Johannes vom Kreuz sie genannt hat, scheinen alle Segnungen und jedes Bewusstsein der Nähe Gottes zu verschwinden. Das einzige was mich durch diese Nacht hindurchträgt, ist Gottes Gnade allein. Hier treffen sich Reformation und katholische Mystik in exakt der gleichen Erfahrung.

f) Spiritualität als Pflichttermin. Erstaunlich bleibt in meiner Erinnerung die Regelmäßigkeit: Schriftlesung und Gebet standen am Morgen und am Abend – also an den Schwellenzeiten, wenn im Anfang des Tages der Anfang unseres Lebens wiederkehrt und am Ende des Tages das Ende unseres Lebens sich vorentwirft.

Und hier sind sich alle einig: Was die Seele versorgt, muss sich in der Form der Wiederkehr und der Langfristigkeit ereignen. Das sei in der Medizin, der Psychotherapie und in jeder Freundschaft, ja in jeder Gymnastikgruppe selbstverständlich, meint Johannes Seitz. „*Der*

Geist ... dessen primärer Dienst darin besteht, Christus kennen zu lernen, hat eine Affinität zur Übung, die das Alte in regelmäßigen Abständen wiederholt, wieder-holt.“³

Ich fasse kurz zusammen:

1. Ich wäre froh, wenn ich dies Maß meiner Eltern erreichen könnte. Es geht mir mit ihnen ähnlich wie Augustin, der einmal bekannte, wie reichlich unbeholfen er und seine Freunde, die alle aus der akademischen Welt kamen, sich um die Grundfragen des Menschsein bemühte und dann überrascht und erregt von seiner Mutter schreibt, *sie* sei es, die auf der Zinne der Philosophie stehe.
2. Ich finde in der Frömmigkeit meiner Eltern die wesentlichsten Elemente einer gesunden Spiritualität. In ihr schwingt das lutherische „oratio, meditatio, tentatio“ mit. Sie ist geprägt von viel Inhalt – und wenig Methode.
3. Auch Pfarrer sind zu keiner Sonderspiritualität berufen. Diese schlichten geistlichen Vollzüge sind die Basis unseres Christseins und auch Dienstes. Spiritualität ist kein Teil unseres Dienstes, der dann je nach anderen Verpflichtungen auch kleiner sein kann. Sie ist das alles tragende Fundament.

2. Spiritualität im Pfarrberuf

a) Reformatorische Vorbehalte

Frömmigkeitsübungen sind im Protestantismus vorbelastet. Luther hat in jahrelangen Selbstversuchen ihre Risiken und Nebenwirkungen durchlitten, deren größte Gefahr gar nicht im Scheitern, sondern im vermeintlichen Gelingen liegt.

Denn Frömmigkeit lebt von den Steigerungsformen – vom Komparativ und vom Superlativ. Das führt zum frommen Wettbewerb. Wenn sie gelingt, kann am Ende sogar ein tiefes Dankgebet stehen: „*Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die Huren und die Sünder oder auch wie dieser Zöllner da...*“ Hier hat die Frömmigkeit alle Sünden ausgetrieben, um am Ende der schlimmsten aller Sünden zu verfallen – dem Hochmut. Deshalb gehört grundsätzlich zu den reformatorischen Einsichten die Vorsicht vor unerlösten Motiven unserer Spiritualität.

Und dennoch kämpften Luther oder die anderen Reformatoren nur gegen die falschen Motive der Frömmigkeit, nicht gegen Frömmigkeit grundsätzlich. Es lohnt sich, z.B. Philipp Melancthon einmal nicht nur als Theologen oder Philologen, sondern als Beter zu betrachten. Von keinem Reformator sind so viele Gebete überliefert wie von ihm! Auch Luther lebte in einer gestalteten Frömmigkeit, wie er sie etwa in dem kleinen Büchlein für seinen Friseur Meister Peter beschrieben hat.

Die Reformatoren haben durchaus auch an die geistliche Ausbildung der Theologen gedacht, eigens dafür eine Disziplin innerhalb der Praktischen Theologie schufen, nämlich die „*theologia ascetica*“. Sie war als eine Einübungslehre in den christlichen Glauben gedacht. Der Tübinger Theologe Johann Friedrich Flatt (1759-1821) aber sei der letzte gewesen, der eine „Aszetik“ gelesen hätte, meint Manfred Seitz⁴. Und er resümiert: „*Wenn wir das bedenken, erkennen wir, dass seit etwa 150 Jahren der evangelische Theologiestudent nicht mehr im ‚Gestaltglauben‘ unterwiesen wird. Das konnte nicht ohne Folgen bleiben, unter deren Last wir heute leiden.*“

³ Manfred Seitz: Erneuerung der Gemeinde. Gemeindeaufbau und Spiritualität, Vandenhoeck&Ruprecht, Göttingen 1985/Seitz, S. 62 bzw. 61

⁴ ebd. S. 74

b) Theologie und Spiritualität

Theologie ist in die Verantwortung des Denkens genommener Glaube. Der jüdisch-christliche Glaube hat schon seit jeher die Vernunft herausgefordert. Insofern gehören Spiritualität und Theologie aufs Engste zusammen. Er ist Nach-Denken – Reflexion des Glaubens. Als ein Nach-Denken setzt er die Erfahrung voraus. Andererseits führt auch das Denken in die Erfahrung hinein: Ein Wechselspiel, das sich schon in den Psalmen findet. Das Gebet führt zu neuen Gedanken – und neue Gedanken führen ins Gebet. Und am Ende führt das fromme Nachdenken in den Lobpreis!

Dennoch gibt es die Erfahrung, dass theologisches Wissen die praxis pietatis auch blockieren kann. Da sagt etwa ein Pfarrer zu einem Student der Wirtschaftswissenschaft, der einen Rat für das persönliche Bibellesen suchte: „*Ich kann Ihnen wohl sagen, wie man eine Exegese anfertigt, aber mit dem persönlichen Bibellesen tue ich mir selber schwer.*“

Die eigentliche Gefährdung liegt für D. Bonhoeffer aber noch an einer anderen Stelle: *"Die größte Not kommt für den Pfarrer aus seiner Theologie. Er weiß alles, was der Mensch über Sünde und Vergebung wissen kann. Er weiß, was rechter Glaube ist, und sagt es sich so lange, bis er nicht mehr im Glauben, sondern im Denken über den Glauben existiert. Er weiß sogar, dass sein Nichtglauben die rechte Form des Glaubens ist: ‚Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.‘ Das Wissen enthüllt seine Dämonie. Es treibt immer mehr in den faktischen Unglauben hinein. Wir haben dann keine Erfahrung des Glaubens. Unsere einzige Erfahrung ist die Reflexion über den Glauben."*⁵

Bonhoeffer will hier gewiss keinen falschen Gegensatz zwischen Wissen und Erfahrung aufstellen. Aber beides – Wissen und Erfahrung - gehören zusammen. Deshalb denkt Bonhoeffer schon sehr früh nach über Fragen der theologischen Ausbildung, will diese etwa in eine kommunitäre Gemeinschaft einbetten, wie er sie später im Predigerseminar zu Finkenwalde verwirklichte.

Heute wird das Defizit von vielen Seiten gesehen. In den „Villigster Anstößen für eine Kirche im Umbruch“ von 1999 heißt es u.a.: *"... die Förderung einer gewinnenden Spiritualität (muss) in allen Ausbildungsphasen Priorität haben."*

Natürlich ist Spiritualität nicht einfach zu verordnen oder in ein Curriculum zu integrieren – weder geistliche Schriftlesung noch Gebet oder Beichte. Aber man kann Rahmen dafür setzen – und zwar so, dass Spiritualität und Theologie nicht nebeneinander existieren, sondern sich gegenseitig durchdringen.

c) Bedingungen des real existierenden Dienstes

Von der Spannung zwischen Überforderung und Verheißung ist auf diesem Kongress reichlich gesprochen worden – auch dass wir dem „Zwischenland“ nicht entfliehen werden. Schon die EKD-Studie „Der Beruf des Pfarrers heute“ von 1989 stellte fest, das „Überlastungssyndrom“ im Pfarramt sei *„zu einem pastoraltheologischen Problem ersten Ranges geworden ist.“*⁶ Und: *„Die Herausforderungen, denen Pfarrer und Pfarrerinnen sich ausgesetzt sehen, übersteigen alle realistischen Möglichkeiten“.*⁷

⁵ Bonhoeffer, GS V 1972 S. 404

⁶ zit. nach A.S. Bernd Busch: Zwischen Berufung und Beruf. Ein Beitrag zur Stellung des Pfarrers in unserer Zeit, Evang. Verlagsanstalt, Leipzig 1995, S. 12

⁷ ebd. S. 21

Das ist nicht besser geworden in einer Zeit des Stellenabbaus und der Strukturreformen. Und wenn Bischof Noack sagte, wir müssten „*fröhlich kleiner werden und doch wachsen wollen*“ dann scheint das doch irgendwie unsere Seelen zu überfordern.

So beobachtet Abromeit, dass manch ein Pfarrer schon nach wenigen Dienstjahren ausgebrannt sei, die Ideale, für die er einmal angetreten sei, verloren hätte und seinen Dienst nur noch nach Vorschrift ausübte. „*Viele empfinden ihre Aufgaben als so erdrückend, dass Kreativität und Spiritualität auf der Strecke bleiben.*“⁸ Aber gerade Spiritualität, für die man am allerwenigsten Zeit zu haben scheint, sei nötig, um sich nicht im Vielerlei zu verlieren. „*Geschieht hier nicht eine Verortung des Engagements, werden Pfarrerinnen und Pfarrer den großen Spielraum ihrer Tätigkeit zufällig und beliebig füllen.*“⁹

Doch darf unsere Spiritualität nicht rein vom Dienst beherrscht werden. Sonst nehme ich alle Arbeit mit ins Kämmerlein. Mein geistliches Leben wird dann funktionalisiert. Es fällt mir dann schwer, Gott um seiner selbst willen zu suchen und zu lieben. Gott wird für mich immer mehr nur zum Arbeitgeber.

Deshalb weist uns Rudolf Bohren auf unsere Existenz aus dem Sabbat heraus hin. „*Angesichts der allgemeinen Übermüdung des Pfarrerstandes wird man... nicht mit der Frage beginnen nach dem, was die Prediger tun müssen, vielmehr mit der Frage, was sie nicht tun müssen. Wer Prediger werden will, muss mit dem Sabbat anfangen, mit Ruhe, mit einer Zeit, die Gott heiligt. Weil wir uns nicht selbst erlösen können, beginnt das Predigen mit einem Nicht-Tun, und der Dienst der Versöhnung geht von einer Feier aus.*“

3. Aspekte messianischer Spiritualität

„*Kommet her zu mir alle die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.*“ Mt 11,28f.

Ich habe dieses Wort gewählt, weil es von der Ruhe spricht, die auch das Thema dieses Workshops aufnimmt. Auffällig ist, dass es in dem bekannten Christuswort nicht um Techniken und Methoden geht, sondern um eine Grundhaltung, die aus der Christusbeziehung erwächst. Denn Christus ruft uns ja vor allem zu sich selbst! Er ist nicht nur der Arzt, der uns ein Rezept verschreibt und eine Therapie verordnet – er selbst ist die Therapie! Ruhe für unsere Seele finden wir, wenn wir ihn finden.

Er verspricht nun keine Befreiung von der Last, aber er empfiehlt uns ein hilfreiches Joch. Das Joch ermöglichte es einem Menschen, zwei Eimer zu tragen - und dennoch beide Hände frei zu haben. Dieses Joch besteht aus Sanftmut und Demut. Doch was ist das - Sanftmut und Demut?

Sanftmut – das erinnert an das sanfte Ruhekissen. Aber zu wirklicher Sanftmut gehört Mut. Bei dem Propheten Sacharja heißt es: „*Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer kommt, sanftmütig und reitet auf einem Esel.*“ Sach 9,9

Im Hebräischen steht hier nun nicht die aktive, sondern die passive Form. Es steht nicht "ein Gerechter", sondern „*einer, der gerecht gemacht wurde*“ oder besser, „*der mit Gnade beschenkt wurde*“. Und statt "ein Helfer" steht „*einer, dem geholfen wurde*“.

⁸ Abromeit S. 10

⁹ ebd. S. 11

Nicht das ist offenbar wichtig, was der Messias tut, sondern das, was er empfangen hat. Dass er Gnade und Hilfe nötig hat zeigt an, dass der Messias selbst Notzeiten kennt, Schwachheit und Leid. Er kommt also nicht als der starke Mann. Er hat nicht in Drachenblut gebadet, dass er unverwundet bliebe. Die einzige Qualifikation dieses zukünftigen Herrschers besteht darin, dass er nichts aus sich selbst hat. Was er ist, ist er aus Gottes Gnaden und mit Gottes Hilfe. Der Messias ist nicht der autonome Mensch, der sich in der eigenen Hand birgt. Es ist das Bild des bedürftigen Menschen, der Gott nötig hat und sich dessen nicht schämt.

Sanftmut ist das demütige Wissen um das eigene Maß. Interessant ist folgende Beobachtung eines Soziologen: *„Ihr Theologen neigt dazu als einzelne und als alle, Eure Verantwortung zu überdehnen und Eure Zuständigkeit zu überziehen. Ihr habt weder das Instrumentarium, die Ges zu ändern, noch die innere Kraft, die Folgen Eurer zweideutigen Zeichensetzung zu korrigieren. Euer Herr, als er in Caesarea Philippi vor der Frage stand, seinen Wirkungsbereich zu vergrößern, kehrte um und ging hinaus nach Jerusalem. Auch Sie sind nur für Juda verantwortlich.“*

Solche heilsame Selbstbegrenzung bedeutet: Ich bin entlastet. Ich muss mich nicht so wichtig nehmen. Ich muss und kann ja ohnehin nichts erzwingen. Ich kann versöhnt mit meinen Grenzen leben. Dazu gehört vielleicht auch jene Erfahrung eines Abtes: Kurz vor seiner Wahl zum Erzabt habe ihn ein älterer Bruder zur Seite genommen und gesagt: „So, Hochwürden, sind Sie gesund?“ „Na ja“, sagte ich, „so einigermaßen. In meiner Kindheit war ich oft krank, später hat sich das gelegt. Aber ich weiß schon, wie ein Krankenhaus von innen aussieht.“ „Das ist gut so“, entgegnete er. „Ein Abt sollte nicht zu gesund sein, sonst hat er kein Verständnis für die Schwachen und Kranken.“ Er stutzte einen Augenblick. So hatte er das noch nie gesehen. Einer der die Welt schon von unten gesehen hat, bringt das nötige Einfühlungsvermögen eher mit als ein unbefleckter Mensch.

Auch *Demut* ist ein seltenes Wort und eine seltsame Sache. Unter ihrem Mantel kann sich sogar der Hochmut verstecken, wenn wir denken: *„An Demut übertrifft mich keiner!“* Auf alle Fälle hat sie nichts mit Minderwertigkeitsgefühlen. Am besten erkennen wir die Demut an ihrem Gegenstück – dem Hochmut. Der Hochmütige lebt aus dem Vergleich. Er freut sich nicht über das, was er hat, sondern was er mehr hat als der andere; nicht über das, was er weiß, sondern was er besser weiß; nicht darüber, dass er fromm ist, sondern dass er frömmere ist. Hochmut baut Türme und schaut auf den anderen herab.

Die Demut aber schaut nicht auf Menschen herab, nutzt ihre Schwächen nicht aus. Manchmal begegnet man einem solchen demütigen Menschen und wir merken es daran, dass wir in seinen Augen besser aufgehoben sind als in den eigenen.

Demut bedeutet, dass ich meine Abhängigkeiten eingestehe – von Gott und von anderen MM. Sie bedeutet auch eine gesunde Distanz von mir selber, die mich über meine Fehler lachen und bei meinen Erfolgen auf dem Teppich bleiben lässt.

Steffensky beschreibt diese Erfahrung so: *„Wie alt muss man werden, um zu erkennen, dass die Beschäftigung mit sich selbst, die Verwirklichung seiner selbst nichts abwirft, wovon man leben kann? Man müsste eine alte Tugend erlernen: die Demut. Sie ist das realistische Eingeständnis, dass wir für uns allein kein spannendes Programm sind... Erwachsenwerden und Altwerden heißt sich eingestehen können, dass man selbst und aus sich selbst heraus nicht so viel hat, wovon man sich ernähren kann.“¹⁰*

Sanftmut und Demut im Blick auf meine vielfältige Arbeit – meine Gemeinde, meine Familie, im Blick auf mich selbst. Zu letzterem gibt es einen wundervollen Brief des mittelalterlichen

¹⁰ F. Steffensky, Fulbert: Feier des Lebens, Stuttgart 1994, S. 31f.

Heiligen Bernhard v. Clairveaux an seinen Freund, der zufällig Papst geworden ist - Papst Eugen III. Der drohte sich im Stress seines Amtes zu verlieren. „*Wo soll ich anfangen? Am besten bei deinen zahlreichen Beschäftigungen, denn ihretwegen habe ich am meisten Mitleid mit dir. Ich fürchte, dass du, eingekeilt in deine zahlreichen Beschäftigungen, keinen Ausweg mehr siehst und deshalb deine Stirn verhärtest; dass du dich nach und nach des Gespiürs für einen durchaus richtigen und heilsamen Schmerz entledigst. Es ist viel klüger, du entziehst dich von Zeit zu Zeit deinen Beschäftigungen, als dass sie dich ziehen und dich an einen Punkt führen, an dem du nicht landen willst. Du fragst, an welchem Punkte? An dem Punkt, wo das Herz hart wird... Wenn du dein ganzes Leben und Erleben völlig ins Tätigsein verlegst und keinen Raum mehr für die Besinnung vorsiehst, soll ich dich da loben? ... (Du) musst also nicht nur für alle andern, sondern auch für dich selbst ein aufmerksames Herz haben... Ja, wer mit sich schlecht umgeht, wem kann der gut sein? Denk also daran: Gönn dich dir selbst.*“

Gönn dich dir selbst – das heißt für den frommen Mönch, dem Erfinder der „Christusmystik“, genügend Zeit mit Jesus zu verbringen. Ihn anzuschauen, um im Anschauen hinein verwandelt zu werden in sein Bild - Sanftmut und Demut zu lernen, die uns die Lasten leichter machen.

Karl Rahner meinte einmal, der Christ der Zukunft müsse Mystiker sein. Er meinte das nicht als Verdopplung gegenwärtiger spiritueller Trends, sondern als Einkehr in den Ursprung, der uns von allen Trends unterscheidet.

Prof. Johannes Berthold
Bahnhofstraße 10
01468 Moritzburg